

(Nachdruck verboten.)

43

## Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke

Von Robert Schweichel.

Jetzt kam Regine zurück. Sie hatte sich in der Eile so gut herausgeputzt wie möglich. Mit einem stummen Gruß gegen den Gast, setzte sie sich zu ihrer Mutter an den Ofen und griff zum Spinnrad, das dort im Winkel stand. Es war Mariens. Fried stemmte den linken Ellbogen auf den Tisch, stützte den Kopf auf die Hand und blickte, die Rauchwolken von sich blasend, unberrückt auf Regine, welche eifrig spinnend auf den Fäden zwischen ihren Fingern schaute.

Petermann stand auf und ging in der Stube einigemal hin und her. Dann sagte er zu dem Gaste: „Ihr solltet Euch an den Ofen setzen. Es ist jaust nicht mehr zu warm in der Stube, und Ihr könnt's brauchen.“

Fried wollte anfangs nicht; doch Regine rückte schnell mit den Worten zur Seite: „Es ist Raum genug!“

„Na meinetwegen,“ sagte Fried, „obgleich mir's nicht kalt ist. Das kommt vom Blut, wißt Ihr, mir ist immer warm.“

„Da spart Ihr's Holz,“ scherzte der Wirt.

„Hab's jaust nicht nötig,“ versetzte der Bursche mit etwas prahlerischem Tone, indem er sich neben Regine auf die Ofenbank setzte.

„Wer spart, hat,“ bemerkte Petermann mit Nachdruck.

„Wer hat, erspart's Sparen,“ lachte Fried.

„Das muß wahr sein,“ warf Regine ein, die begierig zu wissen verlangte, ob sie in bezug auf den Gast richtig geraten hätte. In der Voraussetzung, daß er es sei, hatte sie Marie Befehl erteilt, die Herrenstube zu heizen, und einen guten Kaffee zu machen.

„Das muß wahr sein,“ sagte sie jetzt. „Man sieht's Euren stattlichen Pferden an, daß Schmalhans bei Euch nicht daheim ist. Ihr seid wohl weit hergereist?“

„So gar weit ist es jaust nicht,“ versetzte Fried. Er räusperte sich und gestand, daß er aus Bäumlersdorf komme.

„Er ist auf den Viehkauf aus,“ erklärte der Wirt, während Regines Herz hoch aufschlug. Fried's kleine Augen funkelten verschmitzt.

„O, aus Bäumlersdorf,“ sagte Regine so unbefangen wie möglich. „Ich bin nie in die Gegend gekommen.“

Sie wollte wissen, wie die Leute dort lebten und er erzählte. Das Eis war gebrochen; das Spinnrad geriet ins Stocken, aber Regines Zunge nicht. Nach einiger Zeit stand sie auf. Sie mußte einmal nach der Küche sehen, erklärte sie; die Mägde verdürben alles, wenn die Wirtin nicht dahinter sei.

Fried nickte beistimmend. „Wenn wir jetzt zu den Kühen gingen?“ meinte er mit einem verstoßenen Lächeln.

Petermann war damit einverstanden. Er benutzte die Gelegenheit, um den Gast in seiner ganzen Wirtschaft, in Stall und Scheuer herumzuführen. Sein Wesen war eben nicht groß, aber es verriet überall den Wohlstand des Eigentümers, und Fried schaute mit scharfen Blicken um sich. Den Kühen, welche ihm Petermann als diejenigen zeigte, die er zu verkaufen geneigt sei, gab er mit der flachen Hand einen Schlag auf die Lenden, daß die Tiere in den Kniegelenken einnickten. Er lachte und rief: „Ganz gute Kühe das insoweit, aber auf dem Markt hat man die Wahl!“ Er sah den Wirt listig von der Seite an, der aber nickte ihm mit ruhiger Miene zu.

Unterdessen hatte Regine den Kaffee in der Herrenstube auftragen lassen. Frau Petermann hatte ihren Lehnstuhl aufgeben und der Tochter dorthin folgen müssen. Es war ein schweres Dyser, welches die gute Seele dem reichen Brautschauer brachte. Aber sie entschädigte sich dafür durch einen Ausnahmschlummer, in den sie nach ihrer ersten Tasse Kaffee versank. Regine hatte auftragen lassen, was ihre Borzäte vermochten. Wohl zwanzig Personen hätten aus der mächtigen braunen Kaffeekanne getränkt, von dem Brote, der Butter, der Fladen gesättigt werden können

Die Tür, welche aus der Wirtsstube in die Herrenstube führte, stand offen, so daß man von der ersteren aus die massenhaften Vorbereitungen zum Vesperbrot gewahr wurde.

Nicht um des Freiens willen allein hatte Regine die Tür offen gelassen. Man mußte ja den Fremden durch das Dorf haben fahren sehen, und Regine war überzeugt, daß die Neugierde die Wirtsstube nicht lange verwaist lassen würde. Sie hatte sich darin auch nicht verrechnet. Es erschienen bald einige Abgesandte aus dem Dorfe, die sich ein Gläschen einschenken ließen. Regine bediente sie herablassend, und nicht lange, so wußten sie, wem die Zurüstungen in der Nebenstube galten.

„D, es ist nur der junge Klobberhart aus Bäumlersdorf eingetroffen,“ äußerte Regine gleichmütig. Doch dieser Gleichmut machte einem süßen spigen Munde Platz, als bald darauf Fried mit dem Wirt zurückkam.

„Wir warten schon mit dem Kaffee, Vater,“ sagte sie, „und es ist auch wohl eine Tasse übrig.“ — Sie schaute Fried mit einem freundlichen einladenden Blick an.

„Je nun, wenn ich's haben kann für mein Geld,“ bemerkte Fried und fuhr mit der Hand in die Hosentasche, in der die blanken Gulden steckten.

„Ihr seid wohl noch nicht weit in der Welt herumgekommen,“ scherzte Petermann, „sonst wüßtet Ihr, daß man in einem Wirtshause alles für sein Geld haben kann, was zu haben ist, und so gut es zu haben ist. Also vorwärts, wenn Euch Eure blanken Gulden nicht leid tun.“

Damit schob er Fried vor sich hin in die Herrenstube, und die Tür dieses Heiligtums schloß sich hinter ihnen.

Die Späher hatten genug gesehen, und bald wußte ganz Rothenburg, daß der Brautschauer in der Herrenstube des blauen Engel säße. Und er ließ es sich wohl sein dort. Regine sorgte dafür, daß seine Tasse nie leer wurde und stets ein Stück Butterbrot oder Fladen in seiner Hand war. Fried erfuhr von dem Vater, daß Regine selbst den Fladen gebaden habe, und Regine würzte dem Gaste das Vesperbrot durch süßliche Artigkeit.

Fried konnte derselben nicht widerstehen, und als er auf Vorschlag des Vaters zwischen der dritten und vierten Tasse Kaffee ein Gläschen aus der Herrenstube geschoben, da gab er auch seinen Namen preis. Vater und Tochter hüteten sich weislich, irgend welche Ueberraschung zu heucheln, und dadurch zu verraten, daß der eigentliche Zweck seiner Reise in Rothenburg bekannt sei.

Fried freute sich in der Stille, daß seine Wirtin nicht wußten, weshalb er gekommen sei. Es machte ihm großen Spaß, und er meinte, um so sicherer gewahr zu werden, ob Regine eine Frau für ihn sei, oder nicht. Sie stand unter den ihm Empfohlenen mit ihrem Vermögen nicht gerade ganz oben an, allein Fried, der eine ziemlich bedeutende Neigung besaß, sich vor den Leuten sehen zu lassen, ging von der Ansicht aus, daß die Tochter eines wohlhabenden Gastwirts sich in dieser Beziehung besser zu seiner Frau eigene, als das Kind eines Bauern. Diese Neigung verriet Fried auch darin, daß er von dem Reichtum seines Vaters nicht gerade bescheiden sprach. Von sich selbst rühmte er seine Körperkraft und erzählte wohlgefällig, wie er diesen und jenen mit einem Faustschlage zu Boden gestreckt habe. Die Knechte daheim wußten, was sie von seiner Stärke zu halten hätten. Darum gehorchten sie auch wie die Soldaten in Reih und Glied.

„Was ich sag', das hab ich gesagt,“ rief er, „und wer sich gegen meinen Befehl muckt, der hat sich's nachher selbst zuzuschreiben.“

Regine hörte allen seinen Reden mit einem freundlichen, bald verwundernden, bald beistimmenden Lächeln zu. Ein starker Mann, der Ordnung unter dem Gesinde hält, sei ganz dasjenige, was ihr gefiele, gab sie ihm durch Wort und Blick zu verstehen.

„Da ist Eure Mutter wohl auch eine gar rüstige, kräftige Frau?“ fragte sie, um auch von dieser etwas zu vernehmen; denn Fried hatte bisher nur seines Vaters gedacht.

„Ja, das weiß ich nicht,“ versetzte er. „Die starb, als ich zehn Jahr alt war. Dann hatten wir eine Wirtin im Hause, sie ist noch da. Die wollte mich meistern. Da kam sie aber schön an.“

Er lachte und auch Regine lachte, und lachend rief sie: „Ihr mögt's auch arg getrieben haben! Da wird's eine Frau einmal schwer mit Euch haben.“

„D,“ versetzte er, „ich bin ein seelensguter Kerl, aber man muß mir im Guten kommen. Im Guten kann mich einer um den kleinen Finger wickeln, und eine Frau ist kein Dienstbote.“

Er blinzelte Regine mit seinen kleinen Augen verliebt an, und sie sah züchtig vor sich nieder.

„Ihr habt auch wohl im Guten eine schwere Hand, das bemerkt' ich vorhin im Stalle,“ warf Petermann zwar scherzend, doch bedeutungsvoll hin. Er kannte die Welt und die Menschen, und er fand an dem Burschen kein allzugroßes Wohlgefallen. Wäre derselbe nicht so reich gewesen, er hätte deutlicher gesprochen.

Regine ließ den Wink des Vaters unbeachtet. Sie fand alles gut, was Fried sagte, sie lachte herzlich über seine nicht gerade feinen Späße und versicherte jedesmal, daß sie so in ihrem Leben noch nie gelacht hätte, sie schmeichelte und streichelte seine Schwächen mit so sanften Händen, daß er sich immer heimischer fühlte, immer vergnügter wurde.

Während Regine die Neze ihrer Liebenswürdigkeit nach dem Goldfische auswarf, saß Marie in der Wirtsstube am Ofen und bemühte sich, ihr Spinnrad wieder in Ordnung zu bringen. Es brannte nur ein dünnes Unschlittlicht in der niedrigen, einsamen Wirtsstube, und das Licht hatte eine lange Schnuppe. Marie bemerkte das nicht. Ihr Auge war auf das Spinnrad gerichtet, aber ihre Gedanken waren wohl nicht bei dem Geschäft. Denn nach einer Weile sanken ihr die Hände in den Schoß und ihr Kopf neigte sich noch tiefer hinab. Plötzlich fuhr sie wie erschreckt auf. Eine Träne war auf ihre Hand gefallen. Sie weinte und sie hatte es nicht gewußt.

O, wie viel Tränen hatte sie nicht geweint seit jenem Pfingstabend, wie oft nicht nächtens in ihrer Kammer auf den Knien gelegen und mit gerungenen Händen zu ihrer Mutter emporgesprochen nach Rettung und Erbarmen! Ihre entzündeten Augenlider zeugten von diesen heimlichen Tränen, ihre bleichen Wangen von dem Jammer in ihrem Herzen. Ja, die Rosen der Liebe waren auf ihren Wangen verwelkt. Ihre Gestalt war hagerer geworden und ihr schönes Haar nicht so sorgsam geglättet wie früher. Sie hatte sich immer sehr sauber gehalten, sauberer noch, seit Gottlieb sie liebte. Sie hatte gestrebt, in ihrer ärmlichen Tracht so gefällig und zierlich wie möglich vor ihm zu erscheinen. Jetzt verriet sich eine leise Vernachlässigung in ihrem Aeußeren. Sie wischte mit dem Rücken der Hand die Tränen aus den Augen, putzte das Licht und begann wieder mit dem Rade sich zu beschäftigen.

Die Schwarzwälder Uhr in der Wirtsstube begann zu schnurren, über dem Zifferblatt sprang ein Türchen auf, ein Knuckel kam zum Vorschein und schrie sechsmal. Wie der letzte Ruf verhallt war, trat Gottlieb herein. Marie schob das Spinnrad nicht beiseite, sie sprang nicht auf und flog ihm entgegen wie sonst. Sie sah mit einem traurigen Blick nach ihm hin.

„Guten Abend, Mariel!“ sagte er mit einer dumpfen, freudlosen Stimme, indem er sich zu ihr auf die Ofenbank setzte.

Marie erwiderte seinen Gruß kaum hörbar. Dann schwiegen beide. Aus der Herrenstube tönte Regines lautes Lachen.

Gottlieb hatte die Hände auf seine Knie gelegt und blickte zwischen diesen in tiefem trüben Sinnen auf den Boden. Marie hatte aufgehört zu spinnen und starrte vor sich in den Schoß. Endlich fuhr sich Gottlieb mit der Hand über Stirn und Augen und murmelte:

„Es kann nimmer so weiter gehen, Marie. Es geht nicht!“

„Ich überleb's nicht,“ wimmerte sie und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen. Sie schluchzte leise.

„Jesus! Jesus!“ ächzte er, worauf er fortfuhr: „Weine nicht, Mariel! Du sollst nicht mehr weinen! Ich hab Dir was zu sagen, ich hab's mir überlegt.“

Er zog ihr sanft die Hand von dem Gesicht und hielt dieselbe fest, während er mit finsternen Brauen sagte:

„Wir haben auch keinen Pfarrer gebraucht, als wir uns sagten, daß wir uns lieb hätten. Und wir brauchen ihn jetzt auch nicht. Wir sind Mann und Frau und Gott weiß es.“

Eine flüchtige Röte überzog bei diesen Worten Mariens bleiche Wangen, während sie Gottlieb fragend, zweifelnd ansah.

„Ich versteh' Dich nicht,“ sagte sie. „Was meinst?“  
 „Es hat mir im Sinne gelegen,“ entgegnete er, „seit — seit — Du weißt schon. — Und ich hab's seitdem angesehen von allen Seiten und, Marie, Mann und Frau, die gehören zusammen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Kandidat Tiedemann.

Von Carl Busse.

(Schluß.)

Prachtvoll, meine Herren — gar nichts dagegen zu sagen. Zuerst ist er wohl ein wenig schüchtern, aber dann legt er los. Er wird warm, er begeistert sich, man fühlt förmlich, er ist ein geborener Lehrer, man fühlt, wie lieb er seinen Beruf hat.

Als der Pedell läutet, will er gar nicht aufhören, bis ich ihm einen Wink gebe. Und als ich ihm nachher sage, wie zufrieden ich sei, wird er mir ganz rot vor Freude.

„Nur, mein lieber Tiedemann, halten Sie mir die Klasse besser in Zucht! Fester Zügelgriff — los!“  
 Schön. Es vergehen acht, es vergehen vierzehn Tage. Meine Standrede scheint vorzuhalten: der Kandidat bringt auch keinen zur Anzeige.

Da sitz ich nachmittags mal in meinem Zimmer — dem Amtszimmer — und erlebige ein paar Einläufe. Irgendeine Klasse muß lärmern: es liegt mir im Ohr. Ich horche — und plötzlich wird eine Tür geöffnet — ein lärmendes Brausen — die Tür fliegt zu — Schritte über den Korridor wie die eines Flüchtlings — ein Klopfen, und ohne das „Herein“ abzuwarten, tritt Heinrich Tiedemann über die Schwelle.

Ganz gebrochen, fahl, verzweifelt: „Herr Direktor . . .!“  
 Ein Blick auf den Stundenplan; danach hatte er jetzt zu unterrichten. „Was ist passiert? Ein Schüler . . .?“

Es ist ja etwa vor einem Jahre ein Junge mitten in der Stunde gestorben. Ich dachte sofort an was Ähnliches.

Aber nein — die Schüler, die Quintaner hatten ihn einfach tausgetraut.

Bruchstückweise krieg ich es aus ihm heraus. Schon seit Tagen hatte der alte Lärm wieder begonnen. Er hatte nicht gewagt zu strafen oder anzugeigen. Und als die Bengels sahen, daß er jede Frechheit durchgehen ließ, kannte ihr Uebermut keine Grenzen mehr.

An der Tafel hatten sie ein Verschen geschrieben: Tiedemann, Tiedemann — hat zu kurze Hosen an, oder eine ähnlich geistreiche Dichtung. Ahnungslos war er davor getreten, um etwas anzuschreiben. Er sieht die Worte, — da lacht hinter ihm die ganze Klasse. Dreht er sich um, sind die Schlingels ruhig. „Wer hat das getan?“ fragt er. Brummen, Summen — keiner weiß was. Er erkennt die Schrift. „Körner,“ ruft er, „das bist Du gewesen — kein anderer!“ Der streitet auf Tod und Leben, die Klasse murrt, der Kandidat fühlt schon, daß von seiner Festigkeit jetzt alles abhängt. Und so zwingt er sich dazu zu sagen: „Körner . . . zwei Stunden-Arrest. Ich werde Dich außerdem dem Herrn Direktor anzeigen.“

Erst sind die Quintaner verduht. Dann steht ein Junge auf, ein von Derken, mit einer frechen Ruhe: „Körner hat es nicht getan. Ich hab mit ihm gesprochen. Die anderen können es bezeugen — er war in der Pause gar nicht an der Tafel.“ Und die ganze Klasse schreit begeistert: „Er war es nicht!“ Der Bengel selber: „Ich lasse mich nicht verleunden, ich geh' selbst zum Herrn Direktor!“

Ein toller Lärm. Heinrich Tiedemann verliert den Kopf. „Dann nehm' ich die zwei Stunden Arrest zurück — ich will keinen verleunden!“

Aber da geht der Tanz erst recht los. Körner macht jetzt einen Sport daraus, herzerweichend zu heulen, daß er verleundet sei. Derken erhebt sich wie zum Hohn immer wieder und versichert, daß der Vers von den kurzen Hosen des Herrn Doktors nicht von seinem Freunde stamme. Die Klasse brummt, brüllt, spektakelt und amüsiert sich köstlich. „Ruhe — ich bitte um Ruhe!“ ruft der Lehrer.

Er läßt sich wirklich verblüffen, er ist von dem rüden Kruppzeug mit einemmal selbst ins Unrecht gesetzt worden.

Alle Beschwichtigungsversuche sind vergebens. „Es soll ja alles gut sein — so hört doch — ich bitte um Ruhe!“

Statt dessen macht ihm einer von den hinteren Bänken nach: „Ich bitte um Ruhe.“ —

Alles brüllt vor Lachen. Mit erhobenen Händen, als könnt er den Sturm so beschwören, steht der Unglücksmensch vor der mit-leidslosen Horde. Der Schweiß bricht ihm aus der Stirn. Sein Blick irrt über die Bänke. Zweiunddreißig Peiniger sitzen darauf, deren Mordlachen immer toller wird.

Na, kurz und gut — schließlich packt ihn die Verzweiflung, er greift nach dem Hut und stürzt mehr tot als lebendig hinaus. Zu mir!

Was tun? Ich will ihn in die Klasse mitnehmen — er zittert, er weigert sich. Der Disziplin halber, und um seine Flucht zu taschieren, geh' ich selbst noch der Quinta. Es setzt ein bitterböses

Strafgericht. Aber das alles kann dem unglückseligen Kandidaten nicht helfen.

Als ich zurückkomme, steht er am Fenster meines Amtszimmers, die Häufte gleichsam in die Augen hineingedrückt.

„Das ist so furchtbar,“ sagt er leise und noch immer zitternd, „daß ich nie dazu kommen werde, eine Klasse in Respekt zu halten. Warum behandeln mich die Jungen denn als ihren geschworenen Feind? Ich bin ja so leidenschaftlich gern Lehrer. Es gibt ja nichts Höheres. Alles Gute möchte ich den Kindern geben. Unterrichten ist herrlich. Sehen Sie, Herr Direktor: Damals, als Sie drin waren — da mußte ich, daß jeder nun still und aufmerksam ist. Da braucht' ich nicht zu fürchten, daß sie lärmten, Dummheiten machen, Fragen schneiden. Da ihnen alles geben mögen, was ich selbst hab.“

Aber wenn ich allein bin, wenn das Hüfteln anfängt, war mir so leicht, und ich hätte Tage und Tage so stehen und wenn in meine Herzensbegeisterung die Papierfugeln fliegen —“

Er schüttelte nur den Kopf.

„Nun bin ich am Gymnasium hier unmöglich. Selbst wenn Sie mich halten wollten — die Schüler erlauben's nicht. Und ich hab' doch keinem was getan. Doch was die Jungen mir getan, das weiß keiner.“

Er drückte die Häufte noch fester in die Augen.

„Ich bin verlobt. Mit einem ganz armen Mädchen. Ihr Vater ist Schneider, Herr Direktor.“

Und so erzählt er mir, immer vom Fenster her, wie er an das Mädel geraten ist. Das scheint ein tapferes Menschenkind zu sein und ein hurtiges Regiment zu führen. Alles, was bei ihm Schüchternheit, Aengstlichkeit, Schwäche ist, soll bei ihr frohlicher Mut, Vertrauen und Kraft sein.

Sie hat ihn immer gestärkt und ermuntert. Bei seinen glänzenden Gaben und Zeugnissen, meinte sie, würde er gleich nach dem Probejahr angestellt werden.

„Sie kennt die Quintaner nicht,“ sagte Heinrich Tiedemann.

„Und wenn sie sie kannte, würde sie den Besen aus der Ecke nehmen und dreinfahren trotz ihres guten Herzens. Und nun haben mir die Jungen aus Uebermut die Karriere verpuscht, und meine Braut kann ewige Braut bleiben.“

Wenn man die ganze Sache hin und her überlegte — es war da wirklich wenig zu machen! Fraglos wußte morgen das ganze Gymnasium von der Prima bis zur Sexta, daß der Probekandidat mitten aus der Stunde dabongelaufen war. Es war zehn gegen eins zu wetten, daß jede andere Klasse, in die man ihn schickte, nach dem gleichen Vorbeere streben würde. Wer einmal bei den Schülern verspielt hat, ist verloren.

Am besten war es, Heinrich Tiedemann meldete sich krank und wurde mit dem neuen Quartal an ein anderes Gymnasium geschickt.

„Passen Sie auf,“ sagte er nur, „es ist immer das gleiche. Vielleicht nicht ganz so schlimm wie hier — dafür hab ich dann einen Direktor, der mich nicht kennt und der keinen Grund hat, mir Wohlwollen entgegenzubringen.“

Er hatte Tränen im Auge. Schlimm, so etwas beim Manne zu sehen.

„Ja, einen oder zwei Knaben, die gutherzig sind, zu unterrichten, das trau' ich mir zu. Da wird' ich wohl auch ein guter Lehrer sein. Ich hab ja solche Liebe dazu, solche Begeisterung dafür. Aber glauben Sie nur: Zum Gymnasiallehrer bring ich es nie.“

Was ist da noch viel zu erzählen? Im Verlaufe seines Probejahres war er an drei Gymnasien beschäftigt worden. An jedem ward er über kurz oder lang unmöglich. Die Schüler haben ja Nasen — Nasen, meine Herren! Wer die kennt, wundert sich über die Indianerfenne nicht mehr. Nach der ersten Stunde weiß die Bande Bescheid.

Da hat die Schneidertochter eingesehen, daß ihr Heinrich wirklich so nicht vorwärts kam. Sie schrieb mir, weil ihr Verlobter meinen Namen wohl öfter in Briefen genannt hatte, und entwickelte mir einen fertigen Plan. Sie wollte ihn zur Aufgabe seiner Kandidatentätigkeit bestimmen, ihn heiraten, nach Berlin ziehen. Dort sollte er Privatunterricht erteilen und als pädagogischer Schriftsteller etwas dazu verdienen, während sie einen Kursus zur perfecten Erlernung der Schneiderei begründen wollte.

Ich hab heftig dazu geraten. Nur so konnte Heinrich Tiedemann zu seinem Ziele kommen. Und es geht, meine Herren. „Injere Butterstullen,“ so schrieb er mir, „sind Sonntags sogar belegt. Das allerdings ist mehr meiner Frau zu danken, die zwanzig Schülerinnen hat, während ich drei habe.“

Aber er ist zufrieden. Und während nebenan die Nähmaschinen jurren, hat er dieses Buch hier geschrieben. Das beste pädagogische Werk seit vielen Jahren, geschrieben von einem, der es nicht über den Probekandidaten hat hinausbringen können.

Sie haben da vorhin geredet, wie viel unter Umständen der Lehrer dem Kinde zerstört. Man hört seltener — es ist ja auch seltener — wie viel die Kinder dem Lehrer zerstören können. Und das Herz allein, mein lieber Rat, tut es auch nicht. Beweis: Kandidat Tiedemann!“

## Schnittblumen.

DBK. Blumen fest zusammenzuschütren oder auf Draht zu stecken, daß sie eine steife Haltung bekommen, ist eine Barbarei, die heute ziemlich überwunden ist. Kein Blumenhändler dürfte es

wagen, uns Blumen in dieser Form zu reichen. Wir lieben Blumen, lese zu einem Strauß zusammengelegt, ohne die übliche harte Papiermanschette und suchen den langstieligen Blumen oder Zweigen in den Vasen eine möglichst ungefuchte und ungezwungene Lage zu geben. Wieviel wir darin von den Japanern gelernt haben, läßt sich nicht bestimmen. Sicher ist, daß von dorthier eine mächtige Anregung ausgegangen ist. In Japan gehört das Blumenbinden zur Ausbildung der jungen Mädchen und wird in der Schule gelehrt. Allerdings ist mit der japanischen Blumenanordnung ein gewisser Symbolismus verbunden, der uns fremd bleibt. Es soll zum Beispiel ein Blütenzweig in einer bestimmten Haltung in der Vase die Vorstellung eines heimkehrenden Schiffes oder eine Verlobung andeuten. Es ist eine Art Blumensprache, die sich bei dem hochentwickelten Verständnis der Japaner für die Linien Schönheit in der Anordnung ausdrückt. Diese Art von Motiven ist uns glücklicherweise fremd geblieben und wir suchen lieber einen Vorgang darin, die Blumen und Zweige auf natürliche Art zusammenzufassen und in passende Gefäße zu stecken. Wir haben uns dabei nur zu fragen, ob die Blumen in dieser Zusammenfassung und in den Gefäßen, die wir verwenden, farbig schön wirken und ob sie in unsere Räume passen. Aus diesen Forderungen lassen sich eine ganze Reihe von Aufgaben ableiten, die zum Nachdenken veranlassen und eine Menge künstlerischer Versuche anregen. In erster Linie ist für die richtige oder geschmackvolle Anwendung die Form maßgebend, die Form der Schnittblumen und Zweige und in Abhängigkeit davon die Form der Vasen oder Gläser, die wir verwenden. Blumen sind verschieden lang geschnitten und wenn die Stengel beim Tragen an den Enden gefacht werden, können sich die Zweige frei und natürlich ausbreiten. Wenn wir nun einen bunten Strauß in eine Vase stellen, so ist darauf zu achten, daß die Vase nicht zu tief sei, um nicht die kurzstieligen Blumen versinken zu lassen. Sind die Unterschiede der Stengelängen allzugroß, dann muß eine Trennung vorgenommen werden. Von langstieligen schönen Blumen wird man nur einige wenige vereinigen und in hohe schmale Gläser oder Vasen stecken. Ein Stück Blattblei, auf den Boden versenkt, wird das leichte Anfließen schmaler hoher Vasen mit weit ausliegenden größeren Zweigen verhindern. Kurzstielige Blumen, wie Veilchen, Schneeglöckchen, Maiglöckchen, Primeln, müssen in flachen, möglichst breiten Schalen aufgestellt werden. Da sie überdies ungleichmäßig geschnitten sind, so sollen diese Blumen in der Schale durch etwas gestützt sein. Die ungleichmäßige Höhe der Stiele hat auch bei diesen niederen Blumen den Vorzug, daß die anmutlose Steifheit verhindert wird. Man kann die Stützen in den Schalen durch Hollunder- oder Buchsbaumzweige, durch jeden harzstämmigen verästelten Strauch, wie Weibsdorn oder Schlehen oder durch Birkenbesen herstellen. Am besten jedoch ist eine Stütze aus galvanisiertem Draht, schüsselförmig geflochten und umgekehrt, mit der Spitze nach oben, in die Vase gelegt. In dieses Geflecht werden die kurzstieligen Blumen gestellt und dadurch vor dem Zusammenfallen bewahrt. Man kann sich auch anders helfen, indem man ineinandergestellte Blumentöpfe in die Gefäße stellt und die kleineren inneren Töpfe durch Scherben hebt; diese Methode kommt namentlich bei den nicht ganz kurzstieligen Blumen in Betracht. Wir wissen alle aus eigener Erfahrung, daß in den verschiedenen Jahreszeiten und nebeneinander verschieden hohe Blumen vorkommen und daß wir, um unsere Blumen im Raum gut unterzubringen und edle Wirkungen zu erzielen, verschieden geformte Gefäße haben müssen. Der Frühling bringt die kurzstieligen Pflanzen, die schon genannt worden sind und die wir in die besagten, flachen Schalen stellen. Aber die Büsche von blaubiolettem Flieder und gelbem Goldregen müssen wir schon in hohe und weitbauchige Vasen stellen. Einen Zweig wilder Heckenrosen werden wir vielleicht am liebsten einzeln in einer schmalen, hohen Vase anordnen, und ein Kirschblütenzweig will ebenfalls für sich allein in einem angemessenen Gefäß wirken. Später werden die Gaben des Gartens und der Sommerwiesen üppiger: die Sonnenblumen, die Königsfarnen, die Campanulen, die Clematis, die Feuerlilien, die Fingertrosen verlangen Töpfe, die an Umfang und Standfestigkeit nichts zu wünschen übrig lassen und obenrein in verschiedenen Höhen vorhanden sind. Um also das Jahr über sein Auslangen zu haben, werden flache, schmale hohe, weitbauchige, mittlere und große Vasen benötigt, im ganzen fünf oder sechs Größen. Man kann darin auch weitergehen und je nach den Ansprüchen die Formen vervielfachen oder von jeder Größe mehrere Stücke verwenden, je nachdem der Aufwand an Schnittblumen bemessen ist.

Als Blumenbehälter kommen in Betracht Glasgefäße, Bauerntöpfe mit bunten Glasuren, chinesische, japanische und englische Porzellangefäße, Keramiken aus ganz Europa, zum Teil aus Asien oder Afrika, Kübel, Krüge und Metallgefäße in der Form von Weinküfeln. Wenn die Blumenpracht am höchsten ist, wenn die Tulpen, Rhododendren und Fingertrosen blühen, sind die weitesten Gefäße nicht zu groß. Im übrigen aber kommen die Metallgefäße eher für Topfpflanzen in Betracht. Am häufigsten finden für unsere Verhältnisse Glasgefäße und Bauernkeramiken Verwendung. Bei Glasgefäßen hat man die Freude, die Stengel zu sehen und den Vorteil, die Reinheit und Menge des Wassers zu kontrollieren. Da farbige Gläser vorkommen, so braucht man hierbei farbige Stimmungen nicht entbehren. Die oben erwähnten Stützen können jedoch nur bei undurchsichtigen Gefäßen Anwendung finden. Ueberdies kommen für das bürgerliche Haus weitaus am häufigsten glasierte Töpfe in Gebrauch. Das hat seinen guten Grund. Die

bunten Köpfe werden in starken schönen Farben glasiert und bilden in Uebereinstimmung oder im Gegensatz zur Blumenfarbe einen ganz hervorragenden künstlerischen Reiz. Es muß gleich von vornherein gesagt werden, daß an den Blumenbäsen das Ornament nicht die Hauptsache ist. Es kann in vielen Fällen eher störend als vorteilhaft wirken. Wenn wir Blumen in die Vasen verteilen, müssen wir stets auf die farbige Uebereinstimmung der Pflanzen und der Gefäße achten, nachdem wir, wie vorhin besprochen, die passenden Größen und Formen gewählt haben. Hier ist also über das bedeutsame Wesen der farbigen Erscheinung einiges zu sagen. Das farbige Element kommt gerade bei den Blumen sehr in Betracht, denn die stärkste künstlerische Wirkung, die wir durch die Blumen in unseren Zimmern hervorbringen, besteht eben in der schönen, reinen, ungebrochenen Farbigkeit, die wir in unserem heutigen Alltagsleben in der Stadt fast nirgends mehr antreffen als bei den Blumen. Wenn wir den Wert und die Schönheit der Blumenfarbe erkannt haben, dann werden wir auch an die farbige Glasur unserer Vasen gewisse Ansprüche stellen und eine Farbenharmonie zwischen Gefäß und Blumen herstellen wollen. Von den Blumen und ihren Gefäßen geht alsdann der Blick weiter und sucht schließlich den ganzen Raum in Uebereinstimmung mit der farbigen Erscheinung zu bringen. Man sieht ganz leicht, daß in der Blumenpflege etwas sehr Edles liegt, der Anfang von Kunst. Ein Raum, in dem die Blumen gut wirken, ist ohne Zweifel farbig gut gestimmt. Ein Raum, in dem die Blumen nicht zur Geltung kommen, ist sicher mißlungen, was die Farbe betrifft, selbst wenn er mit Stoffspieligkeit ausgestattet wäre. Hinsichtlich der Blumen und ihrer Gefäße soll der Grundsatz gelten, daß die komplementären Farbengegensätze die stärkste Wirkung ergeben. Wir werden also gut tun, Blumen in allen Abstufungen von Gelb in blaue Vasen zu stecken, wobei zu bemerken ist, daß natürlich auch das gegenteilige Farbenverhältnis, also Abstufungen von blauen Blumen in Vasen von Zitronengelb bis Dunkelorange vortrefflich aussehen. Es bleibt natürlich dabei immer noch dem persönlichen Geschmack ein großer Spielraum zur Betätigung, denn es ist nicht gleichgültig, welche Abstufungen in den beiden gegensätzlichen Farben zusammengesetzt werden. Blaugrüne Farben wirken, wie Grün überhaupt, zu allen Farben harmonisch. Aber Blaugrün in Verbindung mit rosig angehauchtem Weiß oder grünlichem Weiß ergibt einen besonderen Reiz, so z. B., wenn man Nagelöschchen oder Hedenrosen oder grünlich weiße Rosen in hellgrüne Vasen steckt. Hier hatten wir ein Beispiel, daß zarte Wirkungen nicht durch Gegensätze, sondern durch Uebereinstimmung der Farben hervorgebracht werden können. Wenn wir aber in diesem Falle statt der Uebereinstimmung den Gegensatz wählen, und statt der blaugrünen Vasen schwarzgrüne Gefäße wählen, dann wird die Wirkung unendlich gesteigert. Weißer Flieder in bläulich-weißen Kontrügen ergibt eine zarte Farbenharmonie, bläulich-violetter Flieder in hellgrünen Gefäßen wirkt zauberhaft. Dagegen würden sich gelbe Gefäße für diese Blumenfarben gar nicht eignen.

Ran wird bei einiger Beobachtung dahin gelangen, auch an die farbige Erscheinung der Wohnräume gewisse Ansprüche zu stellen. Auch in dieser Hinsicht kann eine Andeutung gegeben werden, in welcher Richtung das Streben nach Veredelung aussichtsvoll ist. Wenn Blumen in einem Raum gut wirken sollen, dann darf der Raum nicht schmüßige, gedrochene, stumpfe Farben enthalten. Einfache klare Farben sollen an den Wänden und an den Holzteilen stehen, so wie es einst in den großherlichen Wohnungen der Fall war, wo Fenster und Türen weiß gestrichen waren, helles Zeug an den Fenstern hing, buntfarbene Ueberzüge die Stühle deckten und die Wände in einer einfachen hellen Farbe gestrichen waren. Hier kamen die Blumen zur Geltung. Wenn wir eine Bauernstube betreten, finden wir Decke und Wände geweißt, oder an den Wänden lüchtes Blau oder helles Grün. Und da fragen wir uns noch, warum die roten Geranien in den Fenstern so wunderbar aussehen? In der Wiederbelebung der Farbenfreude und des Farbenjünes haben wir alles von den Blumen zu lernen. Wir müssen auf das gewissenhafteste Fragen an sie stellen und nichts unberührt lassen, um ihnen die Geheimnisse der farbigen Wirkung abzuringen. Nicht nur der Frühling und Sommer, auch der Herbst und Winter gibt uns einen Reichtum von schönen Farben, die wir in unser Zimmer bringen können. Ich meine Zweige von wilhem Wein und Weiteigen, gelbe Birken, rötliche Hedenrosen- und Schneeballenzweige mit Beeren behängt, immergrüner Efeu, Nirschnge und Farnwedel, die zinnoberroten Früchte der Judenkirsche, die silberfarbenen Fruchtblätter der Luna und andere zahlreiche farbige Zweige, die in blumenarmen Jahreszeiten reichlichen und schönen Ersatz bieten. Hinsichtlich der Gefäße geben die bäuerlichen Töpfermärkte in den Kleinstädten und Dörfern geeignetes Material in schönen kräftigen Farben zu wohlfeilem Preis, alles, dessen wir für unsere schöne Aufgabe bedürfen. Wenn die Blumenfreude allgemein ist, wird auch das Verständnis und die Liebe für die Keramik erwachen, für die bäuerliche, volkstümliche Keramik, die wir noch an jenen Töpfermärkten antreffen, und die mit Unrecht geringschätzig behandelt werden. In dieser volkstümlichen Keramik harret ein bedauerlicherweise sehr vernachlässigter Kunstzweig der Wiederbelebung.

Joseph Aug. Luz.

## Kleines feuilleton.

### Humoristisches.

— Von einem Sensationsprozesse — Mit amourösen Interesse.

Nachdem man sich lange herumgestritten  
Und manche Themen totgeritten,  
Entstand nach reiflicher Ueberlegung  
Auf beiden Seiten die weise Erwägung:  
Die Liebe erhebt, es erniedrigt der Haß,  
Und überhaupt, was soll uns das?  
Und also wurde im Friedensbestreben  
Am Ende zu Protokoll gegeben,  
Daß sich die Parteien die Hände reichen  
Und sich in folgender Weise vergleichen:

Der eine hat nichts geschrieben im Blatte,  
Wodurch man zum Aergernis Anlaß hatte,  
Wogegen die andern willig erklären,  
Daß sie durchaus nicht beleidigt wären;  
Die dortige Bühne, das ist klar,  
Stellt eine der besten Welten dar,  
Man hat sich nie an der Kunst versündigt  
Und nie einem brauchbaren Mitglied gekündigt,  
Kein Regisseur hat gestußt und gekrummt,  
Frau Rotil hat niemals wen angepumpt;

Herr Speidel, die Blüte der Erzellenzen,  
Hat keine amourösen Tendenzen;  
So ist's noch heute, so ist es gewesen,  
Im Blatte war nie eine Silbe zu lesen  
Von Mißwirtschaften und Protegieren,  
Von largen Pensionen und heimlichen Turen,  
Ins Blatt kam nie solche Zeile hinein,  
Das muß ein Irrtum gewesen sein.  
Geschrieben und protokolliert in München,  
Und wer nun noch zweifelt, den sollte man lynchen.  
(„Luftige Blätter“.)

### Notizen.

— Frank Bedelind wird im Kleinen Theater in seinem Dialog „Rabbi Esra“ und in der Komödie „Der Kammerjänger“ als Schauspieler auftreten.

— Der internationale Kongreß für historische Wissenschaften wird vom 6. bis 12. August in Berlin tagen.

— Die Promotion zweier Frauen wurde in der Berliner medizinischen Fakultät vollzogen. Die reaktionäre Presse hat leider übersehen, daß es zwei Russinnen waren und ihre Enttäuschung über das „schamlose Treiben ausländischer revolutionärer Elemente an den deutschen Hochschulen“ abzuleiern vergesen. Wir wollen sie kollegial auf diese Unterlassung aufmerksam machen.

— Das Recht auf Ohrfeigen. Das Mühlhäuser Schöffengericht sprach einen Schauspieler frei, der in der Entrüstung über eine unbequeme Kritik den Kritiker in der Wohnung aufgesucht und geohrfeigt hatte.

Und da klagen die Leute noch über die Rechtlosigkeit der Presse. Man muß nur die richtige philosophische Betrachtungsweise anwenden und die Mühlhäuser Richter haben die beneidenswerten Rechte des Journalismus um ein neues vermehrt. Denn wie nach Hegel der Verbrecher das Recht auf seine Strafe hat, so der Redakteur das Recht — auf Ohrfeigen. Und die Kosten darf er obendrein zahlen.

— Die Kirche als Theaterunternehmerin. Die Vorsteher der St. Francis Catholische Church in Chicago haben ein Theater gebaut, und zwar aus den Fonds der Kirche. Ueber 1 200 000 M. wurden für das Gebäude ausgegeben, das für die Aufführung großer Opern dienen soll. Alle Teile der Verwaltung werden in den Händen von Geistlichen liegen, die den anderen Theatern der Stadt erfolgreiche Konkurrenz bieten zu können und die Fonds der Kirche beträchtlich zu mehren hoffen. — Ob sich dieses Rezept auch für Berliner Kirchenbauten eignet?

— Die Statistik der Mekka-Pilger. Die diesjährige Pilgerfahrt nach Mekka und Medina, den heiligen Städten des Islams, hat rund 281 100 Menschen in Bewegung gesetzt, ein Beweis, welche Lebendigkeit noch immer in diesem alten Brauch steckt. Von der genannten Zahl waren 118 000 türkische Untertanen, 40 000 stammten aus Indien, 17 000 aus Marokko, 16 000 aus Rußland, 15 000 aus Persien, 18 000 aus dem Sudan, 12 000 aus Buchara; dazu kamen 4500 Malaien. Wenn diesmal der Gesundheitszustand unter den Völkern ein sehr viel besserer gewesen ist als früher, so ist diese erfreuliche Tatsache unwesentlich der schnelleren Beförderung durch die neue Sechschas-Eisenbahn und auch der schärferen sanitären Aufsicht in Dscheddah, dem Hafen von Mekka, zuzuschreiben.